



ern der Neger

Katholische Missionszeitschrift

Herausgegeben von der Kongregation:
Missionäre Söhne des heiligsten Herzens Jesu.

Preis ganzjährig: Österreich 2 50 S., Deutschland 2 Mark, Italien 8 Lire, Ungarn 2 50 Pengo, Tschechoslowakei 12 Kr., Jugoslawien 25 Dinar, Schweiz 2 50 Franken, übriges Ausland 2 Goldmark.

Unser Heiliger Vater Pius XI. hat wie schon früher Papst Pius X. der Redaktion, den Abonnenten und Wohltätern den Apostolischen Segen erteilt. Für Wohltäter werden täglich heilige Messen gelesen. Mit Empfehlung der hochwürdigsten Oberhirten von Brixen, Brünn, Graz, Leitmeritz, Pils, Olmütz, Würzburg, Trient, Triest und Wien und Bruderlaubnis des Generalobern.

Heft 3

März 1936

XXXIX. Jahrgang

Die letzten Garben.

„Bedenken Sie, Herr Pfarrer, wie beschwerlich der Weg zur Bergkapelle ist. Und bei dieser Hitze! Sie sind von der Krankheit noch nicht genesen.“ Der Greis lächelte eigensinnig: „Was man aus Liebe tut —!“ — „So lassen Sie doch mich die Monstranz tragen und gehen Sie als Hofstaat mit. Was sollen unsere Leute sagen, wenn sie ihren Pastor so geplagt sehen, und sein junger Kaplan geht müßig nebenher!“ Der Pfarrer hob drohend den Finger: „Ei, die heilige Habgier sieht ihm aus den Augen! Will seinem alten Pastor die letzten Garben vor der Nase wegbinden? Aber da tut er nicht mit. Er hat nur noch wenig Zeit.“ Wie müde das klang! Und erschreckend bleich sah der Greis aus. Aber in den grauen Augen lag ein seltsames Leuchten, das ging zehrend über ihn hinweg. Der junge Priester fühlte sich von einem Geheimnis angerührt. Aber das mochte dem Pfarrer wohl allein gehören, und darum fragte er nicht weiter. „Ich wasche meine Hände in Unschuld, wenn es schiefgehen sollte“, sagte er kopfschüttelnd und ging. Auf dem Kirchplatz war seine Jungmannschaft beim Ehrenbogenerrichten; er wollte mit dabei sein. Es war sein erster Fronleichnam im Dorfe. Aber er war nicht recht bei der Sache. Immer kann er es sich noch nicht vergeihen, daß er damals in der stür-

mischen Märznacht seinen alten Pfarrer zu dem typhuskranken Schulzenknecht gehen ließ. Aber der Greis hatte ihm den Tabernakelschlüssel aus der Hand gerissen und war in die Nacht hinausgestürmt. Und umsonst. Der fremde Knecht hatte weder von ihm noch von dem lieben Herrgott Notiz genommen.

Die Sonne verströmte ihre letzte Innigkeit übers Land. Nach ihrem Abschied leuchtete der westliche Himmel noch nach von ihrem Glanze, wie das Andenken eines guten Menschen. Der alte Pfarrer sah es und seufzte. Ob auch sein Scheiden einmal so friedlich sein wird? Die Wolke, die düstere Wolke, die seit Jahren auf seinem Hirtenwege liegt, wird es ihm einmal bitter machen. Morgen ist sein letzter Tag unter den Seinigen. Er hat es selbst gewollt. Der Hirtenstab wird ihm schwer in der Hand. Vor einem müden Schäfer zerstreuen sich die Schafe. Die Alten, die das Leben langsamen Schritt gelehrt, halten schon noch ganz mit ihm. Aber viele der Jungen leben von ihm weg in eine neue Zeit. Er versteht ihre Art nicht mehr. Darum sollen sie einen anderen Führer haben, der, aus ihrer Mitte und Zeit heraus geboren, neue Wege durch neue Fährnisse und Irrnisse weiß. Er hatte es sich so schön geträumt, in den Sielen zu sterben. Vom

Erntefeld in den ewigen Feierabend. Der Himmel will es anders. Das Hochfest der Liebe will er noch unter seinen Schäflein verleben. Und einen letzten Opfergang muß er noch tun für ein paar Irrende unter ihnen. „Er speiste sie mit des Weizens Mark, mit Honig aus dem Felsen sättigte er sie“, hat er eben im Offizium gelesen. So wird der Herrgott auch ihm keinen Stein geben statt Brot. Im Dorfe wurden die Laute des Alltags still. Nur aus dem Rüstergarten kam noch gedämpftes Singen. Der Jungfrauenchor übt das „Lauda Sion“ noch einmal durch für den Segen an der Bergkapelle. Eine Mauerschwalbe strich am Pfarrfenster vorbei. Von der alten Linde rieselte ein Regen zartgelber Blüten, wenn der Abendwind an ein Zweiglein rührte. Das Rotkehlchen, das sein Nest im Wipfel hütet, begann ein Lied, wie es ihm der Lenz bis heute noch nicht entlockte. Da konnten auch die Glocken nicht schweigen. Jubelnd trugen sie die Kunde über Dorf und Flur und Tal und Berge, daß morgen Fronleichnam sei, der Glorientag des großen Königs.

Kleine Mädchen mit zierlichen Körbchen kamen um die Schulmauer auf den Pfarrgarten zu. Da wartete schon Tante Elisabeth an der Obertür. Der Pfarrer sah ihr gutes altes Gesicht aufleuchten, als des Herrgotts kleine Räuberschar über ihre Blumenbeete herfiel. Alles, was da blüht, ob Menschen- oder Gartenröslein, hat in ihrem weiten Jungfernhergen einen Platz. Für die Körblein, die die kleinen Unbände in den Händen halten, zieht sie alle die Tausendschönchen und Vergißmeinnicht und Primelchen. Gestern ist sie gar der Sonne gram gewesen, daß sie ihr die Blumenkindlein zu ungestüm entfaltete. Die Sonne hat es sich zu Herzen genommen und ein Vulkentüchlein vor das Gesicht gezogen, das ihren heißen Atem dämpfte. Ein kleines Mädchen stand allein draußen am Gartenzaun, das Gesichtchen sehnsüchtig an die Latten gepreßt, an der Hand ein leeres Weidenkörbchen. Der Pfarrer fühlte wieder das heimliche Beh in sich aufspringen. Dieselben dunklen Augen, das fremdländisch schwarze Haar ist es wie bei ihrem Großvater, dem Klusenwirt. Er wandte sich mit raschem Entschluß um und wollte

noch für ein paar Augenblicke zur Kirche hinauf. Allerdings, die Predigt hatte noch kein Schlußwort. Er weiß noch nicht, was er den Seinigen zum Abschiede sagen soll. Vielleicht gibt es ihm der Heiland ein, wenn der Friede der Nacht über die Erde kommt. Er weiß ja, wie es einem Hirten am Gründonnerstagabend seines Lebens zumute ist.

Mühsam ging er die Treppe hinab. Die Schwäche, die die Krankheit zurückgelassen, wollte immer noch nicht weichen. Das kleine Mädchen zuckte zusammen, als er plötzlich neben ihm stand. Die dunklen Augen sahen erschreckt in sein lächelndes Gesicht. „Du möchtest auch ein paar Blümchen, Kind? Wie heißt du doch noch?“ — „Zita.“ — „Komm, ich gebe dir von meinen Blumen“, sagte er freundlich und ging auf das Anemonenbeet vor seinem Fenster zu.

Das Mädchen senkte das feine, bräunliche Gesichtchen und sah ihn unter dunklen Brauen her mißtrauisch an: „Ich darf nicht.“ — „Warum nicht?“ — „Großvater schilt.“ — Der Pfarrer bückte sich und pflückte ein paar weiße Nelken, um sein schmerzliches Betrossensein nicht zu zeigen. „Herrgott, laß' das Unkraut, das der Feind auf dies junge Erdreich sät, nicht aufgehen.“ — „Ich darf nichts von dir nehmen. Großvater hat das Bildchen von dir ins Feuer getan.“ Die Blumen fielen auf die Erde. „Willst du mir nicht die Hand geben, Zita?“ Scheu streifte die braune Kinderhand die feine und fort war das Mädchen, um die Schule herum. Auf der Weide ihres Großvaters sah er sie Marienröschen ins Körbchen pflücken. Langsam, noch geblückter als sonst, ging er den Pfad zur Kirche hinan, ums Rüsterhaus herum, zum hintern Teil des Kirchhofes. Hier schlafen die Alten. Als er vor ein paar Jahrzehnten in dieses Dorf kam, bauten sie noch dem Fronleichnamskönig Triumphbogen. Ihre Gräfte sinken schon allmählich ein; die Blumen des Gedenkens derer, die jetzt in ihren Häusern wohnen, blühen schon spärlicher um die dunklen Kreuze. In der Mitte steht ein altes Kreuz mit einer Bank davor, rundherum ein Kranz von Lebensbäumen. Hier ist sein liebstes Plätzchen. Hier ist er seinen toten Schäflein so nah wie den Lebenden. Nur jenes dunkle Grab

an der Kirchhofsmauer, auf dem kein Kreuz von Hoffnung spricht, auf dem kein Blümchen tröstet, auf dem nur Dorn und Nesseln wuchern, das wird ihm immer fern bleiben wie die, die in der ungesegneten Erde darunter liegt. Dieses Grab über der Mauer und das Haus darunter sind die Wolken über seinem sinkenden Leben. Das „Gloria“ der Weihnacht, das österliche Alleluja, selbst der Jubel des Fronleichnam haben sie ihm seit Jahren bitter gemacht.

Als ein ganz Fremder war Wolf Klusen vor bald dreißig Jahren nach Wenklau gekommen und hatte das verwahrloste Gut des Kirchhofsbauern übernommen. Woher er kam, was er früher getrieben, keiner erfuhr es. Er war ein finsterner Mann, von selbstbewußter Art. Er verschaffte sich mit dem Ellenbogen Geltung, wo sich ihm die Türen nicht gutwillig öffneten. Kaum ein Jahr und der verkommene Hof stand wie neu unter der Mauer, über die die alten Kirchenlinden ihre Blüten bis in die Stubenfenster warfen. Der Fremde hatte Geld, das schaffte ihm Freunde. Er wußte viel und hatte fremde Länder bereist, das verhalf ihm zu Ansehen. Als er nach Jahr und Tag einen Ausschank auftat, waren seine Stuben bis in den späten Sonntagabend voll von Gästen. Seine Tochter, die braunäugige Leoni, spielte und sang so bezaubernd zur Laute und zu allen denkbaren Instrumenten, daß alles, was im Dorf und weiter herum jung und lustig war, sich einfand und nicht so rasch wieder an Heimkehr dachte. Bald mußte Klusen einen Saal anbauen und weiterhin ein Gartenhaus für sommerliche Gäste. Der seltsame Wirt zog alles in seinen Bann, wenn er abends fremde Länder und Menschen in der Phantasie seiner Gäste heraufbeschwor und Leoni die leidenschaftlichen Gesänge und Weisen aufspielte, die sie unter weiß Gott welch fremden Sonnen gelernt haben mochte. Manch leichtem jungem Blut deuchten diese Klänge schöner als die Himmelslieder und Predigten oben in der alten Kirche und kurzweiliger als das Rufen der Glocken, die zu Pflicht und Andacht mahnten. Den Wirt und seine Tochter sah nie einer im Kirchenstuhl. An Sonn- und Feiertagen waren nach der Kirchenseite hin die Laden geschlossen. War



Erzbischof Costantini, der neue Sekretär der Propaganda. Se. Erzellenz Msgr. Celfo Costantini, Titularerzbischof von Theodosia, hat am 20. Dezember sein neues Amt als Sekretär der Propaganda angetreten. Er wird zugleich Präsident der päpstlichen Werke der Glaubensverbreitung und vom heiligen Apostel Petrus für den einheimischen Klerus. Der Neuernannte hat von 1922 bis 1933 als Apostolischer Delegat in China sich hervorragende Verdienste erworben. Sein Vorgänger an der Propaganda, Kardinal Salotti, hat bekanntlich am 19. Dezember den Kardinalshut erhalten.

aber Hochamt und Vesper aus, strömten die Durstigen, die an Gottes Quellen sich nicht hatten satt trinken mögen, in die hellen Stuben und der Wirt stand abends schmunkelnd vor der vollen Ladenkasse. Er und sein Kind und sein schwarzer Hund hielten ihren Gottesdienst in Wald und Heide oder in der Jägerhütte auf dem Hollenstein. Nur die kleine, schmächtige Frau, die kaum einer der Gäste zu Gesicht bekam, stahl sich, wenn Mann und Tochter das Haus verlassen hatten, dann und wann als letzter Kirchengast um die Mauer,

kauerte im letzten Kirchenwinkel und war vor dem „Ite, missa est“ wieder fort.

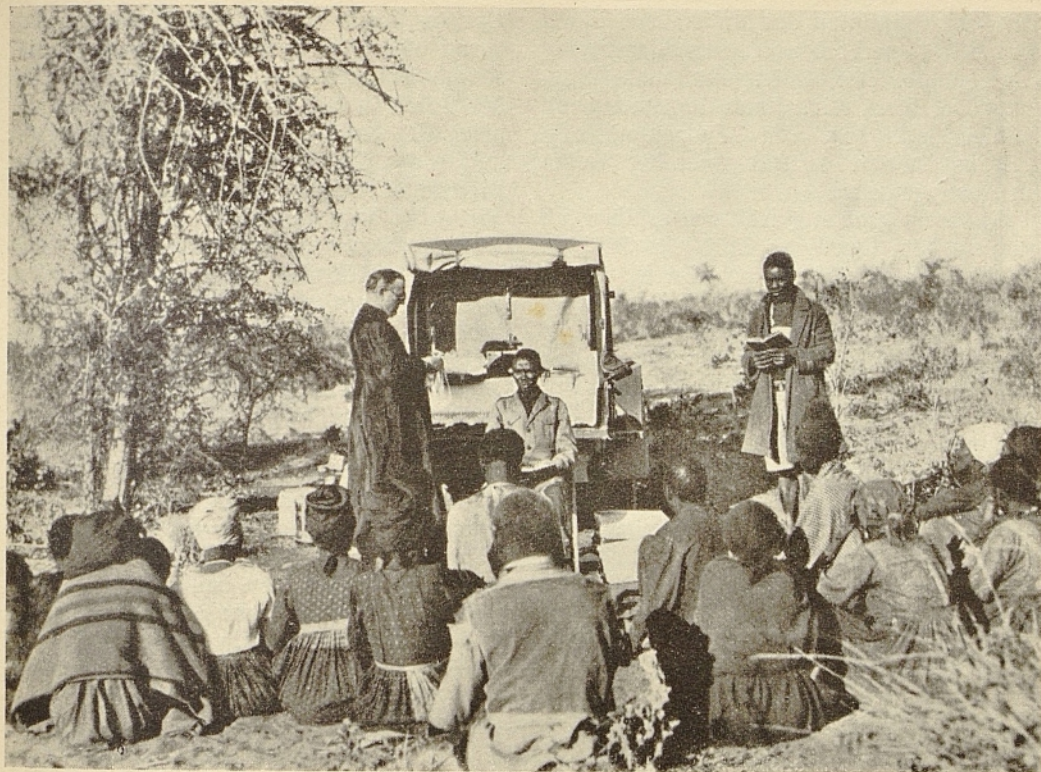
Der junge Pfarrer, der nach einem zehn-jährigen, aufreibenden Wirken in einer Industriestadt im abgelegenen Bergdorf den Hirtenstab übernommen hatte, erlebte mit bitterem Leid, daß manches seiner jungen Lämmer ihm aus der Herde brach und in die Reize des Feindes geriet. Er vernahm entsetzt, welch giftigen Samen der Fremde gerade den Jungen, Unerfahrenen, Urteilslosen in die arglosen Seelen säte. Mancher Platz im Sonntagshochamt blieb leer, während in den Stuben unter der Mauer ein gewissenloses Menschenkind ihre beförenden Reize spielen ließ. Da hielt es ihn nicht mehr in untätigem Zuschauen. Solches Unkraut hatte auch einst der strenge Täufer nicht bis zur Ernte wachsen



Ein Wandgemälde aus der Kirche Abba Yaqanos in der abessinischen heiligen Stadt Urm. Das Christentum dieser Stadt geht auf den heiligen Trumentius zurück, der dort als Apostel wirkte und später der Metropolit der abessinischen Kirche wurde.

lassen. Das mußte ausgerissen werden. Pfarrer Golt ging freimütig zu dem Manne und stellte ihm die Gefahr vor, die sein Treiben für seine Schäflein, besonders für die jungen, bedeute. „Hier ist mein Eigentum, da oben das Ihre!“ war des Schwarzen Antwort und dazu ein befehlender Wink zur Tür. Was sollte er tun? Müßig zusehen, wie der Wolf ihm die Schafe zerriß? Still sein, wenn er an seinen Jugendabenden vor halbgleeren Tischen stand und bei den sommerlichen Spielen und Wanderungen die Hälfte seiner einst so frischen jungen Freunde fehlte, während Tanz und Spiel und Lärm bis in die Nacht unter der Kirchenmauer nicht verklangen? Eines Tages blieb auch der Platz seines liebsten Jungen, des Schulzenfranz, am Spielabend im Jugendsaal leer. Der Pfarrer hatte es nicht fassen und nicht glauben mögen, auch dieser treuherzige, urgefunde junge Mensch sollte dem gefährlichen Zauber erlegen sein? Franz war ihm in letzter Zeit hie und da ausgewichen. Wenn er ihn traf, wurde er verlegen. Er konnte ihm nicht mehr gerade ins Auge sehen. Sein Vater klagte, daß er zerfahren und rechthaberisch sei. Die Schulzenmutter brachte weinend ein Buch, das sie in seiner Lade gefunden. Der Pfarrer schaute hinein und fühlte sich schamrot werden. Er warf es ins Feuer. Die Klusentochter forderte es von ihm zurück. Er ließ ihr sagen, daß alle ähnlichen Schundbücher, die ihm in die Finger fielen, unerbittlich denselben Weg gehen würden.

Von diesem Tage an spürte er an allen Ecken und Enden die gehässigen Wühlereien der beiden. Einige der jungen Verführten stellten sich offen oder versteckt auf die feindliche Seite. Während der Pfarret sonntags am Altare und auf der Kanzel stand, saßen sie auf der Kirchhofsmauer unter den Linden, Zigaretten zwischen den Zähnen, bunte Schundhefte in den Händen. Das tat der Schulzenfranz zwar nicht, aber er rückte drinnen in der Kirche immer weiter in heimliche Ecken, wo des Hirten Blick und Wort ihn nicht erreichen konnten. Trotzdem gelang es dem Pfarrer einmal, ihn zu packen. Im Walde war's, beim Holzfällen. Franz wurde wild, als er sich dem Pfarrer ausgeliefert sah, und



Kopellenauto in Südwestafrika. Ein einheimischer Lehrer aus Südwestafrika gibt Buschmännern Christenlehre, indes der Missionär die Vorbereitungen zur hl. Messe trifft. Das Bild stammt aus dem Isumed-Distrikt des Vikariates Windhoek, wo Missionäre aus der deutschen Provinz der Oblaten (Günfeld) an der Arbeit sind. Das Kopellenauto ist hier ein dringendes Bedürfnis, wo 31 Priester, 34 Brüder und 90 Schwestern ein Gebiet von 530.000 qkm, ungefähr der Ausdehnung Frankreichs entsprechend, zu verwalten haben.

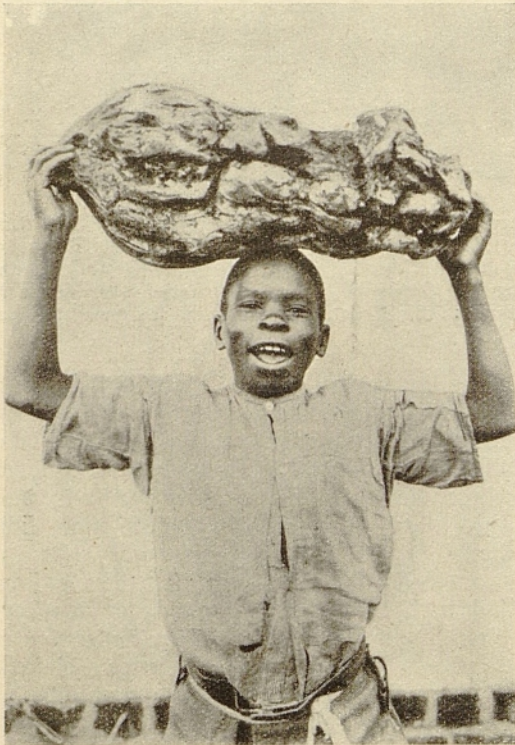
wollte weg. Aber dann stellte er sich ihm in jäh aufflammendem Trotz: Er sei großjährig und wolle nun mal nicht mehr am Gängelbände gehen, stieß er heftig hin, als der Pfarrer ihm freundschaftlich Vorhaltungen machte und ihn vor dem Umgang mit jenen Menschen warnte. Franz ließ ihn nicht ausreden. Er sei früher ein grüner Junge gewesen. Ihm seien aber nun die Augen aufgegangen, er wolle endlich mal was von seinem Leben haben. Eltern und Geistliche hätten ganz und gar kein Recht, einem selbständigen jungen Menschen ihre überlebte Moral aufzuzwingen. Wenn er die ganze Woche über wie ein Knecht schufte, wolle er sonntags was anderes als Weihrauch und zahm durchs Feld spazierengehen. Der Pfarrer sprach vom Leide seiner Mutter um ihn. Da

fackelte ein Zug der einstigen Gutheit über das unruhige Gesicht, aber so unglücklich und voll geheimer Qual, daß es den Priester erschütterte. Was durch die jungen Augen geisterte, das war Verzweiflung, die ihre Not hinausgeschreien wollte und sich doch hinter Trotz verschanzte. Franz wandte sich schroff um und ließ den Pastor stehen. Zwei Tage später war er aus der Heimat verschwunden. Die Schulzenleute brachen fast zusammen unter diesem Schlag. Er kam zu jäh und vernichtend. Nun war das alte Geschlecht dem Verfall geweiht. Kein Zeichen kam von dem Verschwundenen. Er hatte mit findiger Bedachtsamkeit seine Spur verwischt. Seit dieser Zeit waren auch Leier und Nieder unter der Kirchenmauer stumm.

Manchem im Dorfe gingen die Augen

auf. Sie erkannten das Unheil, das ihnen ihre Kinder verdarb und ihren Pfarrer zur Erde beugte. Das Klusenhaus wurde langsam öde. Der Wirt stand ingrimmig an halbleeren Tischen. Den Schulzensohn verzeh ihm keiner. Er war einer der Besten im Dorfe gewesen.

An einem grauen Herbsttage erfüllte sich auch an dem schwarzen Wirt das Geschick. In der Hinterstube, an der Stelle, wo sie früher ihre Lieder gesungen, lag Leoni morgens tot auf den Dielen. Sie konnte es nicht ertragen, daß der Schulzenerbe, an den sich ihr stolzester Sieg knüpfte, sie mit ihrer Schmach allein gelassen hatte. Sie verlor den Halt unter sich. Und über sich wußte sie keinen. Die kleine vergräunte Frau kauerte ohnmächtig neben ihr, im Tode ihr noch ferner als im Leben. Die



26 Pfund schwere Süßkartoffel. Diese Riesenkartoffel im Gewicht von 26 Pfund wuchs in einem Eingeborenengarten in der Kenya-Kolonie in Ostafrika. Sie wurde an die Consolatamissionare als Beisteuer zum Missionssonntag abgeliefert.

Dörfler fahen am nächsten Morgen schauernd die frisch aufgewühlte Erde an der Kirchhofsmauer. Sie bekreuzten sich. Wer der Toten in der stürmischen Nacht das ungeweihte Grab geschaufelt hatte, keiner wußte es. Ein Raunen ging, der schwarze Wirt habe es selbst getan. Das arme Weib hätte ihm dazu geleuchtet. Der Klusenwirt wohnte fortan wie ein unheimlicher Geist mit der verhärmten Frau und einem alten Knecht in dem verfallenen Hause. Mancher fand sich zu heimlicher Stunde wieder am Beichtstuhl ein. Nach und nach kamen alle Schäflein wieder zurück. Der Pfarrer erlebte Hirtenfreude. Aber dennoch blieb ein zehrendes Leid in seinem Wesen. Hundert heimgekehrte Schafe wogen ihm nicht die irre Seele des schwarzen Wirtes, den verschollenen Schulzensohn und die Tote im Kirchhofswinkel auf. Die Schatten dieser drei machten ihm den hellsten Tag dunkel und vergällten ihm jede Freude. Er betete und opferte und klopfte immer wieder am Klusenhause an, aber es schien, als würde der Haß des schwarzen Wirtes immer unverföhnlicher. Dem Pfarrer maß er die Schuld an der Flucht des Schulzensohnes bei, die seine Tochter in den Tod getrieben hatte. Vor kurzem nun war junges Leben in das düstere Haus gekommen. Die kleine Frau kränkelte und die Witwe eines Sohnes aus erster Ehe zog mit ihrem kleinen Mädchen ein. Aber nun war auch in das Kinderherz schon das Gift des Hasses geträufelt...

* * *

Stimmen rissen den Pfarrer aus seinem Grübeln. Im Rüsterhause übten die jungen Mädchen noch am „Lauda Sion“, das sie bei der Bergkapelle singen wollten. Jetzt gingen sie heim. Zwei standen noch beisammen an der Kreuzgrotte, so nahe, daß er sie mit seinem Stock hätte anrühren können. „So schön, wie's morgen wird, war's noch in keinem Jahre“, hörte er Rüsters Älteste sagen. „Vater meint, es sei doch sein letztes Fest.“ — „Ich glaub's auch. Sie haben bald kein Röschen in den Gärten gelassen“, sagte die Martha vom Wildenbauern. „Unsere Tante Fina hat von ihren Edelstämmchen sonst für niemand ein Röschen übrig, aber für unseren Herrgott

ist ihr nichts zu schade. Sie sagen, der Pastor will mit hinauf zur Kapelle. Das ist doch menschenunmöglich. Er geht — und stirbt.“

„Ja, der Typhus war ihm wie ein Schlag in den Nacken. Und dann um so einen, wie dieser dufelige Schulzenknecht. Ausgerichtet hat er doch nichts bei ihm. Das Licht hat der Kerl ausgelöscht und sich das Laken über'n Kopf gezogen. Wäre er besser um die Ecke gegangen!“ — „Sag das nicht, Martha. Eine schlechtere Seele als der Schächer wird er wohl auch nicht haben. Aber du sollst seh'n, geht unser Pastor aus seinem Amt, geht's ihm wie Vorstehers Schäfer. Als sie den von seinen Schafen weg in den Ofenstuhl setzten, verlosch er wie ein Licht auf der Funzel. Der Schwarze da unten hat den ersten Nagel in seinen Sarg geschlagen, der Schulzenfranz den zweiten.“

„Oh, da hinten streicht der unheimliche Mensch wieder herum!“ — „Der Schulzenknecht? Ach, der hat seine Sinne gewiß nicht mehr all bei'nander. Man sollte es mal dem ‚Blauen‘ sagen.“ — „Lieber nicht“, widerriet die sanfte Leni. „Er tut ja niemand was. Gestern, als wir vom üben kamen, saß er neben dem Grab der Schulzenmutter, den Kopf auf den Knien. Vielleicht hat er das dem alten Schulzen abgesehen.“ — „Unser Lorenz sagt, er kaufe von seinem Lohn dem armen Spittelfranz das Zeug. Dieser Tage hat er sogar die Messeln in der Armsünderecke“ — Leni schlug ein Kreuz — „ausgehackt. Spaßiger Kauz! Gute Nacht, Martha! Ich muß mir das weiße Kleid noch richten.“ Der Lauscher in der Grotte hörte das letzte kaum mehr. Er mußte durch die Buschflücke immer zu der dunklen Gestalt hinsehen, die unter der Sakristeifinde unbeweglich an der Mauer lehnte. Der Mann kam langsam näher, blieb stehen, schlug ein Kreuz, murmelte



Brücke im Land der Buschmänner. Eine Hängebrücke, die in der Nordwestecke der südafrikanischen Kapkolonie über den Dranjesfluß führt. Der Strom, der an dieser Stelle vier englische Meilen breit ist und mehrere Inseln bildet, wird durch ein sehr leichtes, bei jedem Schritt schwankendes Brückensystem überspannt. Die Missionare, die auf der Brücke zu sehen sind, gehören der Gesellschaft der Oblaten vom heiligen Franz von Sales an.

halblaut und kauerte sich schließlich an dem Grabe nieder, in dem die alte Schulzenbäuerin mit ihrem Grame lag.

(Schluß folgt!)

Der afrikanische Elefant.

Von Bruder August Cagol.

Der Elefant, das größte und schwerste Säugetier des afrikanischen Festlandes, erreicht eine Schulterhöhe von fast vier Metern. Trotz seiner scheinbaren Schwer-

fälligkeit ist er ein guter Läufer und selbst ein gewandter Kletterer an steilen Berghängen. Es wurde beobachtet, wie ein flüchtender Elefant mit gewaltigem Krachen un-

versehens in den Bau eines Ameisenbären einbrach und mit dem Vorderteil bis zum Kopfe in den Boden einsank. Er konnte sich aber alsbald wieder freimachen und mit den übrigen Tieren der Herde verschwinden, doch mag er noch tagelang Schmerzen gespürt haben. Der Vorfall hätte leicht mit einem Beinbruch endigen können, doch die Tiere sind so gewandt und behende, daß sie vielen Verletzungen entgegen. Die Vorderfüße haben je vier, die Hinterfüße je drei Hufe. Das Tier tritt mit beiden Füßen derselben Körperhälfte zugleich auf. Im Gehen verursacht der unförmliche Dickhäuter sehr wenig Geräusch; er schreitet wie auf Gummisohlen dahin.

Der große Kopf wird von kurzem Halse getragen und hat riesige Ohrmuscheln und kleine Augen. Auffällig ist der nach allen Richtungen bewegliche Rüssel, der aus der verlängerten Nase und der Oberlippe besteht. An dem sich verjüngenden Ende befinden sich zwei gegenüberstehende, fingerförmige Fortsätze. Den Rüssel gebraucht der Elefant sowohl zum Atmen wie auch als Greif- und Tastwerkzeug, zum Aufsaugen des Wassers, als Waffe und dergleichen. Das Gebiß ist sehr einfach. Der Elefant besitzt jederseits oben und unten nur einen sehr großen, zusammengesetzten Mahlzahn mit rautenförmigen Schmelzleisten auf der Kaufläche, der allmählich abgenützt und sechsmal erneuert wird. Überdies ragen aus dem Oberkiefer zwei mächtige Stoßzähne hervor, die das wertvolle Elfenbein liefern. Die Tiere lieben bewal-

dete Gegenden in der Nähe von Gewässern und nähren sich von Gras, Laub, Wurzeln und Baumrinde und naschen gern an Früchten und süßen Pflanzen.

Infolge der mörderischen Jagd nach Elfenbein sind die Verbreitungsgebiete des Elefanten stark zusammengeschmolzen, doch kommt er immerhin noch im größeren Teile des tropischen Afrika von der Südgrenze der Sahara bis zum Oranjesfluß vor. Schon vor fünfzig Jahren wurde bemerkt, daß zur Gewinnung des Elfenbeins, das damals jährlich in den Handel kam, 65.000 Tiere getötet werden mußten. Obwohl die meisten Regierungen inzwischen scharfe Schutzmaßnahmen ergriffen haben, ist damit zu rechnen, daß in hundert Jahren der Elefant ausgestorben sein wird. Man unterscheidet hartes, weiches und halbhartes Elfenbein. Das weiche kommt aus den trockenen Savannengegenden von Ost- und Südafrika, das harte aus der feuchten Urwaldzone der Guineaküsten und des Kongobeckens; in den übrigen Gegenden mit gemischtem Pflanzenwuchs ist das Elfenbein halbhart. Ein großer Teil des in den Handel gelangenden Elfenbeins wird von alten, lange im Boden ruhenden oder in der Verwahrung von Häuptlingen befindlichen Beständen entnommen. In manchen afrikanischen Ländern fordert die Regierung einen Teil des gefundenen Elfenbeins. Infolgedessen werden tote Elefanten selten zur Anzeige gebracht.

Zwei Jägern war es gelungen, ein Elefantenkalb zu fangen. In der folgenden



Die Industriefiedlung Nordlap bei Barberton.

Nacht wurden sie von der zurückkehrenden Herde überfallen. Der Höllenlärm, den die riesigen, umhertrampelnden Tiere vollführten, wurde auf einmal durch ein donnerndes Krachen übertönt, dem ein markerschütterndes Schmerzensgeheul folgte. Als die Männer, denen es geglückt war, sich unter dem Winde in Sicherheit zu bringen, am Morgen den Ort der Verwüstung besichtigten, fanden sie am Fuße eines Baumstammes den Stoßzahn eines Elefanten liegen, der wohl blutig, aber unzerbrochen und ohne Zweifel als Ganzes aus dem Kopfe des betreffenden Tieres herausgezogen worden war. Aufwärtsblickend bemerkten sie, daß der Baumstamm einen langen Spalt zeigte. Allem Anschein nach war der in der Dunkelheit umherstolpernde Dickhäuter gegen den Baum gerannt und hatte einen Stoßzahn so tief ins Holz gebohrt, daß er ihn nicht mehr herausziehen konnte, so daß der Baum an ihm die merkwürdige zahnärztliche Tätigkeit ausübte. Kein Wunder, daß er schrie!

Groß ist der Schaden, den Elefanten im afrikanischen Walde anrichten. So brechen sie zahllose Äste ab, denn sie sind Feinschmecker und schätzen die jungen Sprossen an den Zweigenden. Den weitaus meisten Schaden aber richten sie aus Übermut und Zerstörungswut an. Sie beugen, knicken und stoßen viele Stämme um, und Bäume bis zu einem Meter Stammesumfang liegen entwurzelt am Boden und verdorren als Zeugen der Stärke dieser Ungetüme.

Wo eine Eisenbahnlinie durch die Wildnis geht, macht es durchziehenden Elefanten offenbar ein besonderes Vergnügen, die weiß gestrichenen Pfähle, auf denen Meilenzahlen, Kurvenradien und Steigungsangaben verzeichnet sind, herauszuziehen und zu verschleppen. Wo sich Elefanten aufhalten, findet man gewöhnlich nicht viel anderes Wild. Die großen Tiere wollen nicht durch unruhiges Kleingezeug gestört, nicht durch plötzliches Abspringen einer Antilope erschreckt werden.

Naheliegend ist die Frage, was geschieht, wenn die großen Dickhäuter, Elefant und Nashorn, sich begegnen, oder wenn diese mit großen Raubkazen, Löwen und Antilopen zusammentreffen. Man kann ruhig behaupten, daß alle diese Tiere äußerst selten zusammenkommen. Gehör und Geruchssinn sind bei allen wilden Tieren so scharf entwickelt, daß die schwächeren den stärkeren beizeiten ausweichen können. Sollte es aber trotzdem zu einem unerwarteten Zusammentreffen kommen, so werden die schwächeren Tiere noch im letzten Augenblick sich „seitwärts in die Büsche schlagen“, denn sie weichen einem ungleichen Kampfe stets aus. Schreiber dieses ist dreimal Elefanten in der Wildnis begegnet. Die erste Begegnung ist in Bischof Beyers Werk „Durch Sand, Sumpf und Wald“ erwähnt (Seite 152). Wir befanden uns im September 1904 auf dem Missionsdampfer „Redemptor“, als wir an einem Morgen ein Rudel von 18 Elefanten auf dem mit hohem Grase bewachsenen Ufer des



Das neue Brüderhaus in
Glenclowie.



Eine christliche Basutobraut.

Gazellenflusses erblickten. Wenn man die Tiere so auf freier Steppe sieht, ragen sie wohl hoch auf, doch meistens sind sie gut gedeckt und passen in das Landschaftsbild. Wenn sie stillestehen, ist man versucht, Felsen von blaugrauem Granit in ihnen zu vermuten.

Im Frühjahr 1910 fuhr ich von Koba am oberen Weißen Nil in einem Boote, das im Schlepptau eines kleinen Dampfers den majestätischen Strom dahinzog, nach Nimuli. Am nahen rechten Ufer wurde ein Elefant sichtbar, der in aller Ruhe ein Bad nahm. Er stand bis an die Bauchlinie im Flusse, sog seinen Rüssel voll Wasser und spritzte es dann über seinen Kopf und seinen breiten Rücken aus. Etwa zehn Tage später befand ich mich auf dem Landwege nach Gondokoro, dem Endpunkt der Nil-schiffahrt im Sudan. In meiner Begleitung war Tito, der Furchtlose, ein katholischer

Neger aus dem Stamme der Nuba, der als Unteroffizier den Feldzug gegen den Kalifen Abdullahi mitgemacht hatte. Da die Tage ungemein heiß waren, hatten wir beschlossen, vorzugsweise bei Nacht zu marschieren und bei Tage zu ruhen. In einer der Nächte hörten wir plötzlich lebhaftes Knicken von Ästen und jenes eigentümliche Rollern in den Gedärmen, das unzweifelhaft auf die Nähe von Elefanten schließen ließ. Bei Tage sind die Tiere verhältnismäßig friedfertig, bei Nacht aber versetzt sie jede Kleinigkeit in blinde Wut. Glücklicherweise war der Wind uns günstig und wir trachteten, so schnell als möglich aus der unliebsamen Nachbarschaft zu kommen.

Im Gegensatz zu seinem gelehrigen indischen Vetter hat der afrikanische Elefant sich bisher für Zähmung wenig empfänglich gezeigt. Ein Jäger fing 1922 ein Elefantenkalb ein. Während der ersten zwei Tage und Nächte war er genötigt, zwei große Feuer in seinem Lager zu unterhalten, um die Elefantenkühe fernzuhalten, die dem Kalbe nachgingen. Dieses selbst tat aber sein Bestes, um die großen Tiere anzulocken, indem es von Zeit zu Zeit aus Leibeskräften brüllte. Nach vier Tagen wurde Geberrenge, wie die Träger das lebhafteste Tier benannten, an einem Strick, der an einem seiner Vorderfüße befestigt war, spazieren geführt. Nach weiteren zehn Tagen lief der junge Dickhäuter wie ein Hund seinem Herrn überallhin nach. Er wurde viermal des Tages gefüttert, morgens bei Sonnenaufgang, zur Mittagszeit, bei Sonnenuntergang und um Mitternacht. Das Futter bestand aus Maismehl und Kondensmilch oder aus gestampften Süßkartoffeln. Das muntere Tier liebte es, zu spielen. So gewöhnte es sich als Zeitvertreib an, die Zeltpflöcke auszuziehen, kaum daß die Träger bei Herrichtung des Nachtlagers sie eingeschlagen hatten. Wenn sein Futter nicht zur rechten Zeit verabreicht wurde, geriet es in gereizte Stimmung. Auf dem Marsche hatte der junge Elefant seine eigenen Futterkisten zu tragen. Gelegentlich hockte sich sein Wärter noch oben drauf. Das aber wurde dem Tiere bald zu viel, so daß es den Reiter nicht mehr zulassen wollte. Nach einem Marsche von 700 Meilen (1120 Kilometer) kam Geberrenge

auf ein Seeschiff und fand endlich im Londoner Tiergarten seinen ständigen Aufenthalt.

Es gibt kaum einen aufregenderen Sport als die Jagd auf Elefanten, denn es ist notwendig, sehr nahe anzuschleichen, um sichere Schüsse durch das dicke Fell der Tiere anbringen zu können. Das hohe Gras und der dichte Wald des Geländes, das die Elefanten mit Vorliebe aufsuchen, hindern den Ausblick, so daß der Jäger nicht selten unerwartet vor dem grauen Ungetüm steht. Ferner muß unter allen Umständen vermieden werden, auf weibliche Tiere zu schießen, die vom Geſetze durch schwere Geldbußen geschützt sind. Elefantenkühe sind kenntlich an ihren viel dünneren Stoßzähnen, doch ist auch hier Irrtum menschlich. Die Richtung des Windes spielt eine große Rolle. Die Tiere sind mit äußerst feiner Witterung begabt, und der geringste Hauch der Luftströmung vom Jäger zur Herde wird letztere warnen und zu eiliger Flucht veranlassen oder zum Angriff reizen. Ein Schuß aus der Ferne wäre Torheit, denn ein verwundeter Elefant und seine Genossen haben die unangenehme Gewohnheit, nachzuschauen, wer den Schuß abgegeben hat. Bei wenigen Tierarten ist der Trieb, kranken Gefährten zu helfen, so stark ausgebildet wie bei den Elefanten. Ist einer von ihnen angeschossen, so stützen ihn die andern; bricht er nieder, so knien die Gefährten zur Seite und schieben ihre Stoßzähne unter den Gefallenen, während andere den Rüssel um seinen Hals legen und ihm aufzuhelfen versuchen.

Wenn ein gereizter oder verwundeter Elefant sich mit erhobenen Ohren zu seiner vollen Höhe aufrichtet, den unglückseligen Jäger mit seinen kleinen Augen ansieht und seine markerschütternde Trompeten-



Zulufrabe mit eßbaren Raupen.

stimme ertönen läßt, dann mag diesem vielleicht die Gegenwart einiger großer Raubkatzen als eine weit wünschenswertere Gesellschaft erscheinen. Solch ein Koloß von unwiderstehlicher Kraft schließt den ganzen übrigen Gesichtskreis aus. Ihm gegenüber schrumpft der Mensch zu einem unbedeutenden, hilflosen Zwerg zusammen und seine machtvolle Pulverwaffe zu einem Rinderspielzeug. (Schluß folgt.)

Umschau.

Rom. Der neue Sekretär der Propagandakongregation. — Der Hl. Vater ernannte zum Propagandasekretär an Stelle des zum Kardinal erhobenen Erzbischofs Salotti den früheren

Apostolischen Delegaten für China Erzengel Celso Costantini, Titularerzbischof von Theodosiopolis in Arkadien. Damit haben auch die Päpstlichen Missionswerke ihren neuen Präsidenten erhalten. Mons. Costan-

tini wurde am 3. April 1876 zu Castions di Zoppola in der venetianischen Diözese Concordia geboren. Seit 1899 Priester, war er zuerst Seelsorgsgeistlicher, u. a. Pfarrer in Aquileia, dann Militärgeistlicher während des Krieges und schließlich Generalvikar des Bischofs von Concordia. 1920 wurde er Titularbischof von Hierapolis, 1922 Titularerzbischof von Theodosiopolis und erster Apostolischer Delegat für China. 1933 zwang ihn eine Krankheit, seinen Posten aufzugeben und nach Europa zurückzukehren. So wirkte er als Konsultor der Propagandakongregation und der Kongregation für die orientalische Kirche. Wir greifen als Marksteine aus dieser reichsegneten Tätigkeit in China heraus: die Einberufung des Konzils von Shanghai im Jahre 1924, die Heranbildung eines einheimischen Episkopates, die Weihe der ersten chinesischen Bischöfe, die Gründung mehrerer Regionalseminare, die weitgehende Förderung der Presse und Katholischen Aktion in China. 1923 fand der Apostolische Delegat dortselbst 56 Missionen vor, bei seinem Weggang ließ er deren 120 zurück; 20 von ihnen waren bereits dem chinesischen Klerus anvertraut. Das Zeugnis, das der verstorbene Generalsuperior der Pariser Auswärtigen Missionen Mons. Guébriant nach zehnjähriger Amtszeit in China dem scheidenden Mons. Costantini ausstellte, dürfen wir uns ruhig zu eigen machen: „Mons. Costantini“, sagt der erfahrene Chinamissionär und Apostolische Visitator, „war für China in ent-

scheidender Stunde der Mann der Vorsehung. Die zehn Jahre, die er in Peking verbrachte, böten Stoff zu einem großen Geschichtswerk. Sein Schaffen stand nicht einen Tag still, seine Ausdauer erlahmte nie. Nach den Umwälzungen des großen Krieges angesichts eines mächtig aufstrebenden Nationalismus unter den Chinesen und einer überstürzten Ideenwelt, die unter dem Eindruck eines Fortschritts- taumels stand, lenkte Mons. Costantini kaltblütig die katholischen Missionen inmitten einer beispiellos dastehenden gefährlichen Evolution. Wo andere durch Zuwarten kostbare Zeit verloren hätten, hat er gehandelt. Durch sein Handeln selbst da, wo heute seine Erfahrung vielleicht einen etwas anders gearteten Weg diktieren dürfte, hat er die Kirche Chinas gerettet. Denn Untätigkeit wäre damals Selbstmord gewesen: die Chinesen hätten den Eindruck empfangen, daß die Kirche mit dem Leben auf chinesischem Boden und der Anpassung sich selbst aufgibt. Mons. Costantini ist es zu danken, daß die Kirche im Gegenteil ihren Lebenswillen, ihre tatsächliche Existenz für Gegenwart und Zukunft den Chinesen vor Augen führte.“ Exzellenz Costantini bringt für sein neues Amt eine reiche praktische Tätigkeit auf dem Missionsfeld und zugleich eine große Kenntnis der Missionsprobleme mit. Das letztere hat er auch in Wort und Schrift bewiesen. Kostproben davon werden unsere deutschen Missionsfreunde im kommenden Jahr erhalten. Die Wahl des St. Stuhles



Katholische Lehrerfamilie
(Südafrika.)

war eine glückliche, das ist die allgemeine Überzeugung. Monsi. Costantini ist der erfahrene Apostel und warmherzige Freund der Missionen und Missionäre, mit all den

Eigenschaften, die ihn an der Seite des Kardinalpräfekten Tumasoni-Biondi zu einer gedeihlichen Leitung der Missionsangelegenheiten befähigen.

Im Banne der Ngil.*

Ein Roman aus Kamerun von Hermann Stolaster.

(Fortsetzung.)

Um den Schwarzen hatte sich bald eine Gruppe gebildet, die ihn mit Fragen bestürmte und über die Ereignisse an Land näheren Aufschluß haben wollte. Und er erzählte. Bald war er der Held, der den überfall der Faktorei schon lange vorausgesehen und seinen Herrn gewarnt hatte. Nur seiner Umsicht sei es zu danken, daß sein Herr nicht längst gehängt worden sei. Noch heute habe er ihm zweimal das Leben gerettet. Wenn es gelänge, ihn aus den Händen der Wilden zu befreien, so sei dies einzig und allein sein Werk. Er empfand es nicht als Lüge, was er sagte. Der Neger übertreibt beim Erzählen, ohne es zu wollen.

Neighbour, der sich auch in den Zuhörerkreis gedrängt hatte, schüttelte bei dem Gehörten den Kopf, daß ihm die Ohren wackelten, lachte ihm ins Gesicht und sagte: „Kerl, wenn du nicht lügst wie gedruckt, dann habe ich wahrhaftig mein Lebtag noch nicht gelogen. Jungens, wenn ihr noch lange um ihn herumsteht, erzählt er euch noch, er sei als zukünftiger Schah von Persien in Aussicht genommen. Gebt ihm lieber 'ne Schüssel Reis, dann widerruft er nötigenfalls alles.“

Eine kräftige Lachsalve unterbrach den Redner.

„So, du brauner Knabe des schwarzen Erdteils, bugst du dich mal etwas weiter ins Mittelschiff. Da gibt's zu essen. Das kannst du hoffentlich ebenso gut wie das Reden.“

Der Neger grinste und ging. „Wißt ihr, Jungens“, wandte sich Neighbour an die andern, „ein Neger bildet sich leicht den Ruckuck was ein, wenn sich Europäer viel um ihn bemühen.“ — „Du hast ganz recht, Neighbour. Und etwas Gescheites kann man von dem Hofennigger doch nicht er-

fahren. Ich weiß was Besseres, ich leg' mich in die Falle und schlaf' mich aus.“ Schob seinen Kautabak in die andere Backe, spuckte über die Keling und ging davon.

„Das ist wahr. Wozu sollen wir denn hier herumstehen? Wenn das Boot zurückkommt, werden wir alles erfahren.“ — Die Hände in den verölten Hosentaschen, schlenderte ein Heizer nach dem andern davon. In der Nähe der Kombüse aber saß der Schwarze und liebäugelte mit dem langen Hammel-



Koreanisches Hochzeitspaar. Eigenartige Gebräuche haben sich bei der Hochzeit der Koreaner erhalten. Das junge Paar wurde von deutschen Benediktiner-Missionaren (Ottilianer) aufgenommen, die im Lande Chosen das Bistum Wonjan innehaben.

* Der Abdruck erfolgt mit Zustimmung des Verlages Herder & Co. in Freiburg (Breisgau), Baden.

knochen, der aus einer riesigen Reisportion herausragte.

* * *

Dem Versöhnungsfest in Kribi folgte ein trauriges Nachspiel. Als Dende spät am Abend seine Gäste untergebracht hatte und seine Hütte aufsuchte, war Nyangeli, die jüngste seiner sechs Frauen, nicht zu Hause. Wo war sie? Die Banoho hatten strenge Gesetze. Fast immer wurde Untreue mit dem Tode bestraft. Sollte sie . . .? Dende mochte es nicht glauben. Es wäre für ihn ein schwerer Verlust. Und doch war es so, wie er fürchtete. Sechs der Ältesten ließ er zu geheimer Gerichtsitzung rufen. Nyangeli leugnete nicht. Die obwaltenden Umstände erheischten Strafausschub. Sie wanderte ins Gefängnis in brennender Ungewissheit ihres zukünftigen Schicksals.

Der Gerichtshof befand sich in einer schwierigen Lage. Der Fall war neuartig, konnte nicht nach alten Mustern erledigt werden. Drei Tage dauerten die Beratungen. Nichts drang davon in die Öffentlichkeit. Nur die sorgenvollen Gesichter der Älten ließen ahnen, daß etwas Ernstes im Gange war. Das Urteil ward gefällt. Für den Ehebrecher gab es nur ein Entweder-Oder. „Entweder kauft er sich von der Sklaverei los, der er nach unserem Recht verfallen ist, oder wir strafen ihn mit Gewalt.“

Zwei Tage später warf Mister Millner, der Leiter der englischen Faktorei, den Häuptling von der Veranda seines Hauses die Treppe hinunter und drohte, daß er seine Bulldoggen loslassen würde, wenn er ihm noch einmal mit einem solchen Ansinnen unter die Augen käme. Darauf gab Dende den Urteilspruch, den die Ältesten gefällt hatten, im Dorfe öffentlich bekannt.

Es war vierzehn Tage vor Weihnachten. Millner lag in einem bequemen Schaukelstuhl auf der Veranda. Nachlässig blätterte er in der großen Zeitung und überschaute die neuesten Nachrichten, die vor einem Vierteljahr in der Heimat gedruckt waren. Den ärgerlichen Auftritt mit dem Häuptling hatte er längst vergessen. Er maß der Angelegenheit von Anfang an nicht viel Bedeutung bei. Der Häuptling, so dachte er, würde sich bald wieder beruhigen. Dende hatte sich später nicht mehr sehen lassen.

Seine Leute gingen nach wie vor in der Faktorei ein und aus. Sie kauften und verkauften wie früher. Das Verhältnis war gut geblieben. So schien es. Außerdem hatte Millner vor den Banoho keine große Furcht. Die vier Senegalesen, die bei ihm angestellt waren, verstanden mit Gewehren umzugehen. Munition war genug da. Auch die beiden Bulldoggen, die vor dem Hause an schweren Ketten lagen, waren eine ausgezeichnete Hilfe für den Fall der Not und ersetzten jede Wache während der Nacht.

Der Faktoreileiter hatte seine bestimmte Tagesordnung. Morgens und abends nahm er ein Bad. Tagsüber gab es im Verkaufsraum genug zu tun. Die freien Stunden verbrachte er hinter den Büchern und Zeitschriften, die ihm regelmäßig aus der Heimat zugesandt wurden. Nur wenn der Hauptvertreter der Firma aus Bapuhu zu Besuch kam, wurde die Hausordnung meist geändert. Da gab es so viel zu erzählen, daß die kurzen Abendstunden nicht dafür ausreichten. Oft saßen sie dann bis nach Mitternacht, redeten von der Heimat und — zechten. Kam aber der Handelsdampfer nach Bapuhu — in Kribi legte er nicht an —, dann schloß Millner seine Faktorei für einen halben Tag und fuhr mit seinem Boot hinüber, um einige Stunden auf europäische Art zu feiern. Andere Vergnügungen gab es für ihn an dieser Küste nicht. Weiße Frauen hatten den Weg in die unwirtlichen Breiten noch nicht gefunden. Die schwarzen waren ihm nicht reinlich genug. Die einzige, die ihm gefiel, war Nyangeli. Leider war sie des Häuptlings Weib. Er wollte keinen neuen Auftritt mit Dende erleben. Damit war es zu Ende.

Vergebens wartete er heute auf seinen Morgenkaffee. Omam kam die Treppe herauf, wünschte seinem Herrn einen guten Morgen, nahm den großen Schlüssel, der hinter der Tür des Schlafzimmers hing, und ging wieder hinab. Von den Hausburken ließ sich keiner sehen. Eine faule Gesellschaft, diese Nigger, dachte Millner, ergriff die Glocke, die neben ihm auf dem Tische stand, und läutete. Keine Antwort. „Ehehedi! . . . Etonde! . . . Wo steckt die Bande . . .?“ „Ich weiß es nicht, Herr“,

Im Land der Eskimo. St. Anna-Schwestern aus Lachine stellen sich mit ihren Pflegebefohlenen aus der Eskimomission Natalo in Alaska vor. Mit den amerikanischen Jesuitenmissionären des Bistums Alaska arbeiten die St. Anna-Schwestern, Ursulinen, Barmherzigen Schwestern von der Botschaft (Montreal) und die St. Joseph-Schwestern von New York zusammen.



gab Omam zur Antwort, indem er mit langen Säzen und verstörtem Gesicht die Treppe hinauf stürmte. „Sie sind alle fort. Und die Hunde . . .“

„Sind auch fort?“ fragte Millner, indem er seine Zeitungen auf den Tisch warf. „Die Hunde, nein, Herr, sie sind tot!“

„Wie? Was sagst du?“ rief Millner, bleich vor Schrecken. Er sprang auf und eilte in den Hof. Ein Pfiff. „Juno, Nero!“ Die Hunde regten sich nicht. Er ging an die erste Hütte. Nero war wirklich tot. Lang ausgestreckt lag er da, die Läufe von sich geschoben. In der andern Hütte daselbe Bild. Keine Spur von Verwundung. Die Hunde waren vergiftet. Ah, das noch nach Gewalt. Ging das von Dende aus? Er hatte geglaubt, die Sache sei erledigt. Es konnte auch Täuschung sein. Gleichwohl! Wenn die Banoho etwas von ihm wollten, sollten sie nur kommen. Die Gewehre standen bereit. Er würde ihnen die Zähne zeigen. So versuchte er sich Mut zu machen, als er ins Haus zurückkehrte.

Doch, was war das? Ein wüstes Johlen tönte vom Dorf herüber. Kam näher. Brauste wie ein ständig wachsender Wettersturm heran. Millner hörte es. Er wußte, das galt ihm. Alle Farbe war aus seinem Gesicht gewichen. Die Knie schlotterten ihm. Er mußte sich einen Augenblick auf den Tisch stützen. Ruhig Blut, alter Junge, die Schwarzen sind Feiglinge. Sie

werden nicht allzu nahe an die Gewehrläufe herankommen. Es gelang ihm, seiner Erregung wenigstens soweit Herr zu werden, daß er zur Pseife greifen und die Senegalesen zusammenrufen konnte. Die hatten nichts Eiligeres zu tun, als diesem Rufe zu folgen. Ohne den Verkaufsraum abzuschließen, stürmten sie die Treppe hinauf. Nun war Millner wieder Herr seiner selbst. Sobald er Menschen um sich sah, legte sich die ängstliche Beklemmung, die ihn gepackt hatte. Er stieß die Tür des mittleren Zimmers auf.

„Hier, nehmt jeder ein Gewehr. Und hier sind auch Patronen. Aber niemand schießt, ehe ich es befehle. Du da geh in mein Schlafzimmer, und du ins Kontor. An den Fenstern ist euer Platz. Zeigt ihnen die Gewehrläufe, damit sie sehen, daß wir vorbereitet sind. Ihr beiden bleibt auf der Veranda und laßt niemand die Treppe herauf.“

Fieberhaft eilig gingen die Leute auf ihre Posten. Millner selbst ging ins Mittelzimmer. Er blickte zum Fenster hinaus. Mit Befriedigung sah er rechts und links einen Gewehrlauf herausstehen. Unwillkürlich legte er sein Gewehr ebenfalls auf die Fensterbrüstung. Mechanisch zog er den Riegel auf und schob eine Patrone in den Lauf. Das Geschrei entfesselter Volksmüt gellte in seinen Ohren. Schon zogen sie heran in dicht gedrängten Haufen, mit Speeren,

Knütteln und Haumessern bewaffnet. Die Haumesser hatten sie in seiner Faktorei gekauft. Auch Bogenschützen waren da. Sie traten aus der Menge heraus und stellten sich in die vorderste Reihe. Jeder hatte einen Knaben bei sich, der den Köcher trug und die Pfeile zureichen sollte, sobald es zum ernstesten Kampfe kam. Und weitere Haufen drängten nach, und immer lauter tönte ihr Kriegsgeheul.

Millner klang es wie Grabgesang. Prüfend überflog sein Auge das erregte Volk. In diese Masse hinein mußte jeder Schuß treffen, verwunden, töten. Und doch begann er an einer Rettung durch Gewalt zu zweifeln. Ein solches Aufgebot hatte er nicht erwartet. Das waren nicht Dendes Leute allein. Der Häuptling hatte aus allen umliegenden Dörfern Hilfstruppen zusammengezogen. Wenn aus dieser Menge wirklich zwanzig oder dreißig Mann auf dem Platze blieben, was half's? Ehe aus jedem Gewehr fünf Schüsse abgegeben werden konnten, hätten die übrigen das Haus längst erreicht. Und dann? Wie würde man an ihm den Tod der Stammesbrüder rächen? Nein, auf Gewalt durfte er es nicht ankommen lassen. Er wollte unterhandeln. Vielleicht ließen sie sich einschüchtern. Vielleicht waren sie zufrieden, wenn er die verlangte Straffsumme anbot. Er konnte noch mehr tun, ihnen Geschenke anbieten, ihre Habgier befriedigen . . .

Der breite Weg außerhalb des starken Gartenzauns war mit Menschen besetzt. Der Häuptling trat aus der Menge heraus. Wie das Donnerrollen in tiefen Bergschluchten verhallt, wieder hervorbricht, stoßweise, um endlich ganz zu ersterben, so wogte das Geheul der Krieger einen Augenblick hin und her, wurde schwächer und verstummte.

Lautlose Stille. Dann schallt Dendes kräftige Stimme über den Platz. Er ist sich seiner Stellung wohl bewußt. Er tritt als erster Kriegsherr an der Spitze seiner Kämpfer auf, um dem Rechtspruch Geltung zu verschaffen, den er als oberster Richter seines Volkes gefällt hat. Er wendet sich zunächst an die Senegalesen. „Ihr

Männer dort, die ihr den Weißen schützen wollt, ihr seid Leute von derselben Farbe wie wir. Wir sind nicht gekommen, um mit euch Krieg zu führen. Ihr habt uns nichts getan. Euern Herrn nur wollen wir holen. Legt eure Waffen beiseite, es soll euch nichts geschehen. Ihr seht, wir sind stark . . .“

Ein dröhnender Flintenschuß unterbrach den Redner. Das Geschloß schlug in seiner Nähe ein und zerschmetterte einem älteren Manne den Arm. Ein hundertstimmiger Aufschrei war die Antwort. Im selben Augenblick zischten wohl ein Duzend Sehnen auf den Bogen, und ebensovielen Pfeile schwirrten nach dem Fenster, wo der verwundene Schütze stand. Schwer getroffen stürzte der Senegalese im Schlafzimmer Millners zusammen. Ein furchtbarer Tumult entstand in der Volksmenge. Man bestürmte den Häuptling, daß er den Befehl zum Angriff gebe. Dende zögerte. Doch die am hintern Ende des Zaunes stehenden Männer warteten den Befehl nicht ab, sondern schickten sich an, die Planken zu übersteigen, um die Faktorei von der Seeseite zu nehmen.

Einer von den Senegalesen, die an der Treppe standen, eilte seinem verwundeten Landsmann zu Hilfe. Omam stand, das Gewehr in der Hand, gegen einen Pfosten der Veranda gelehnt. Er sah, daß bereits viele Männer über den Zaun gestiegen waren, sah, daß sie sich der Hinterfront des Hauses näherten. Je mehr er die Erfolgslosigkeit einer Verteidigung gegen diese Übermacht erwog, desto mehr drängte sich der Gedanke an die eigene Rettung in den Vordergrund. Vor ihm lag in Ruhe das weite Meer, über das er hergekommen war aus seiner fernen Heimat. Das Meer allein bot Rettung. Er konnte nach Bapuhu hinüber rudern . . . Mit zwei Sähen war er die Treppe hinab, jagte über den Hof, ergriff das kleinste Kanu, das am Strande lag, warf sich damit ins Wasser und schob es durch die Brandung hinaus in die offene See. Mehrere Männer schickten sich zur Verfolgung an. Man rief sie zurück. Omam entkam.

(Fortsetzung folgt.)